# Im Banne der Camorra.

**Roman von Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

Die ersten Sonnenstrahlen fielen durch die hohen Kirchenfenster, als sich Carmela leise erhob. Checco sollte nicht hören, wie sie fortging. Noch einmal warf sie ihm einen heißen Liebesblick zu, noch einmal zitterte es wie ein unendliches Weh in ihrer Brust, dann schlich sie still von dannen.

Als Checco aufstand, war er allein in der Kirche. Er seufzte. Er war geächtet, verfolgt, ohne Heimath und Freunde, sein guter Name war dahin.

Was nun? Langsam trat er seine Flucht an, als ob er schon im Anfang müde zum Umsinken sei. Er ging zunächst nach dem Hafen. Er glaubte, dort auf einem Schiff ein Unterkommen zu finden, das zur Ausfahrt in fremde ferne Länder bereit stand. Aber seine Bemühungen waren erfolglos. Dazu kam ein wachsendes Gefühl der Unsicherheit. Hinter jeder Ecke vermuthete er Carabinieri, und wenn er nur von Weitem die verrätherischen rothen Federbüsche sah, stahl er sich eiligst davon.

„He!“ schrie ihn plötzlich ein ziemlich zerlumpter Kerl an, der in einen weiten schwarzen Mantel gehüllt war und selbstgemachte Sandalen an den Füßen trug.

Checco glaubte, daß dieser Mann ihn schon lange beobachtet haben müsse. Er hatte ihn schon gesehen, als er vor etwa zwei Stunden in den Hafen gekommen war.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte er.

„Wohin?“

„Fort!“

„Aha! Ich dachte es. Wir gehen zusammen.“

Checco sah sich den Mann genauer an. Er hatte ein pfiffig-schlaues, robustes, ordinäres Gesicht.

„Wer seid Ihr denn!“

„Ich heiße Carluccio. Du brauchst Dich vor mir nicht zu fürchten. Du wirst sehen, wir sind in zwei Stunden so vertraut miteinander, als wären wir Brüder.“

„Wohin wollt Ihr mich führen?“

„Komm nur mit. Hast Du schon gefrühstückt?“

„Nein!“

„Ich dachte es. Komm!“

Checco war anfangs über die neue Bekanntschaft nicht besonders erbaut. Er beobachtete seinen neuen Freund mit mißtrauischen Blicken; da sich aber herausstellte, daß Carluccio in dem wüsten, schmutzigen Gassengewirr in der Gegend der Porta Capuana überraschend gut orientirt war, so folgte er ihm. Er konnte sich ja jeden Augenblick, wenn ihm die Gesellschaft nicht mehr paßte, wieder von ihm trennen.

Das alte Neapel, das sich zwischen dem Hafen und der Porta Capuana ausdehnt, erinnert mit seinen himmelhohen Häusern, seinen schmalen, schmutzigen Gassen, seinen dunkeln Winkeln und dem Elend, das sie bergen, an die verkommenen Städte des Orients. Man konnte hier glauben, gar nicht mehr in Europa zu sein.

Geduldig trottete Checco eine lange Weile schweigend hinter seinem Führer her, der in all' dem krausen Durcheinander vortrefflich Bescheid wußte. Manchmal hatte er das Gefühl, als müßte er sich heimlich wieder davon machen, als sei das nicht der richtige Weg für ihn. Dann aber überlegte er wieder. Was wollte er denn? Das war allerdings sein Weg. Dunkle, krumme Straßen, versteckte Häuser, Schleichwege der Finsterniß, das war jetzt seine Straße; draußen im hellen Sonnenlicht mußte er gefaßt sein, seine Freiheit zu verlieren.

Endlich bog Carluccio in eine Gasse ein, die so eng war, daß man mit ausgestreckten Armen beide Häuserreihen gleichzeitig berühren konnte. Es war in der Gasse feucht und etwas finster, trotzdem die Sonne noch hoch am Himmel stand. Grau und schmutzig starrten die Häuser zu beiden Seiten in die Höhe. Die Hausthüren waren meist verschlossen, die Fenster zerbrochen, die Mauern selbst stellenweise schadhaft.

„Wohin führt Ihr mich denn? Das ist ja eine sonderbare Gegend,“ sagte Checco wieder.

„Komm nur. Wir sind schon da!“ antwortete Carluccio. „Schön ist's ja gerade nicht, aber sicher.“

Dabei stieg Carluccio vorsichtig einige feuchte, schmutzige Steinstufen hinan und trat vor eine geschlossene Hausthüre, die schon manchen Sturm erlebt zu haben schien. Es war daran kein Schloß, keine Klinke, keine Glocke.

Carluccio brauchte auch nichts dergleichen. Er pfiff erst leise und in eigenthümlicher Weise, so daß es sich anhörte, wie der ferne Schrei eines Raubvogels, dann rief er: „Tante! Tante!“

Gleich darauf hörte man einen schleppenden Schritt, und eine fette, träge Frauenstimme fragte: „Wer ist da?“

„Deine Neffen. Mache auf.“

Nun hörte Checco, wie man einen Querbalken innerhalb der Thür aushob, worauf Carluccio die Thüre aufdrückte. Eine alte dicke Frau, mit überraschend gemüthlichen, fast launigen Zügen erschien hinter der Thüre. Sie war, wie fast alle Frauen aus dem Volke, mit weißen Leinwandröcken und einer gleichen Jacke bekleidet, nur zeigte die Bekleidung gleichzeitig die Speisekarte etwa der letzten vier Wochen. Wein, Paradiesapfelbrühe, Maccaroni, Oel, Obst, Asche, Ruß—Alles war in mehr oder weniger großen Portionen noch auf dem Kleide zu sehen.

„Bist Du's, mein Vögelchen?“ fragte die Frau, gleich darauf setzte sie aber erstaunt hinzu: „Wer ist denn das da?“ und zeigte dabei auf Checco.

„'s ist ein Neuer,“ sagte Carluccio leise. Dann wendete er sich nach Checco um, der zögernd am Eingang stehen geblieben war.

„Nun? Hast Du Furcht? Glaubst Du, wir werden Dich spießen und braten?“

Die Frau lachte gemüthlich, so daß ihr die fetten Backen zitterten. „Nur Muth,“ sagte sie, „die Sache ist nicht so schlimm, wie sie aussieht. Wir sind hier ungestört. Bist Du ein Muttersöhnchen?“

Checco wurde verlegen. Dann trat er ein, und das Haus wurde hinter ihm wieder verschlossen.

## 9. Kapitel.

Auf dem Schlosse dei Tibaldi hatte der Diebstahl des Schmuckes keine geringe Bestürzung hervorgerufen. Zum ersten Schreck war Cesina sehr geneigt, den Verlust desselben zu verheimlichen, da sie sich eines großen Leichtsinnes bei der Verwahrung desselben zeihen mußte.

Sie hatte nicht nur beim Weggehen aus ihrem Zimmer die Fenster offen gelassen, sondern auch den Schlüssel im Schloß des Schrankes vergessen. Gleichwohl mußte sie sich sagen, daß der Fehler zu verzeihen war. Noch nie war dergleichen im Schlosse vorgekommen, die Dienerschaft war alt und treu und sehr verläßlich, und besonders das Zimmer der Herzogin Cesina wegen der Höhe seiner Lage von außen fast unzugänglich. Auch mußte Cesina sich sagen, daß durch das Verschweigen des Diebstahls nichts besser wurde, sondern im Gegentheil allerlei Verwickelungen entstehen konnten, für die sie die Verantwortlichkeit nicht übernehmen wollte. So hatte sie denn ihren Eltern die nöthigen Mittheilungen gemacht.

Herzog Cesare war außer sich, nicht nur des Werthes halber, den der Schmuck besaß, sondern besonders seiner historischen Bedeutung für die Familie wegen. Er hatte sich sofort mit der Staatsanwaltschaft, oder wie man in Italien sagt, mit dem Anwalt des Königs, dem procuratore del re, in Neapel in Verbindung gesetzt, und dieser sendete denn auch sofort einen Untersuchungsbeamten an den Thatort, um die ersten Nachforschungen einzuleiten.

Schon am Abend des nächsten Tages kam der abgeordnete Staatsanwalt in Positano an. Er hieß Romualdo Ghilazzi, war etwas über fünfzig Jahre alt und galt in seinem Fach für einen erfahrenen und klugen Beamten, der nicht nur die in Frage kommenden Verhältnisse Süditaliens genau kannte, sondern auch eine große Personenkenntniß besaß und infolge seiner langjährigen Amtsthätigkeit über die Schlupfwinkel und Kniffe der Camorra von Neapel sehr unterrichtet war. Das Studium der Camorra, dieser unsichtbaren, immer in neuen Formen und Gestaltungen auftretenden Verbrüderung der Gauner von Neapel, war sozusagen seine Spezialität.

Herr Ghilazzi begab sich bei seiner Ankunft in Positano zunächst nach der Polizei, wo er erfuhr, was Don Luigi angegeben hatte, dann ging er nach dem Schlosse, wo er sofort den Thatbestand im Beisein des Herzogs Cesare und seiner Tochter aufnahm. Beide waren geneigt, trotz der steilen Mauern an einen Einbruch vom Park aus zu glauben.

„Sie sind Ihrer Dienerschaft durchaus sicher, Herr Herzog?“ fragte Herr Ghilazzi.

„Durchaus, Herr Staatsanwalt,“ antwortete dieser.

„Ich werde mir gleichwohl erlauben, die Leute anzusehen, und sie über etwaige Wahrnehmungen zu befragen.“

„Ich will Ihnen nicht verhehlen, Herr Staatsanwalt, daß das meinerseits bereits geschehen ist, leider ohne Erfolg. Wie Sie ja wohl begreifen werden, haben die Leute eine gewisse Scheu, sich in solchen Angelegenheiten offen und rückhaltslos auszusprechen, ich glaube aber trotzdem, daß nichts Besonderes von ihnen zu erfahren ist. Sie wissen einfach nichts.“

„Es ist ein Unterschied, Herr Herzog, ob Sie ihre Leute befragen, oder ob ich das thue. Würden Sie es für eine Unmöglichkeit halten, daß irgend Jemand in Ihrem Hause Verbindungen mit der Camorra unterhält und wir es mit einem Streich dieser Gaunerbrüderschaft zu thun haben?“

„Ich kann darauf weder Ja noch Nein antworten, Herr Staatsanwalt, ich weiß es nicht. Aber selbst wenn es der Fall wäre, selbst wenn sich eine Verbrecherbande des Schmuckes bemächtigt hätte, so würde ich das für keinen besonders glücklichen Streich derselben halten, denn die Verwerthung der Steine würde sich vermuthlich nur ermöglichen lassen, wenn man sie zertrümmerte und in kleinen Stücken verkaufte oder versetzte. Ein Stein, wie der ‚Stern des Südens‘, kann nicht verborgen bleiben.“

„Weshalb nicht?“

„Er ist einzig in seiner Art und sogar die einzelnen Stücke davon würden den Träger verrathen. Ich würde sie auf der Stelle wiedererkennen.“

„Trösten Sie sich damit nicht, Herr Herzog. Sie wissen nicht, wessen die Camorra fähig ist. Ich bin überzeugt, daß man nicht anstehen würde, einige tausend Lire aufzuwenden und den Stein in Südamerika oder anderwärts zu verwerthen.“

„Das müßte auf jeden Fall verhindert werden,“ entgegnete Herzog Cesare rasch und heftig. „Vergessen Sie nicht, Herr Staatsanwalt, daß es mir vor Allem darauf ankommt, den Schmuck unverletzt zurück zu bekommen. Ich bin gern bereit, zur Erreichung dieses Zweckes eine sehr hohe Summe aufzuwenden. Es handelt sich für mich nicht um den Werth, sondern um die traditionelle Bedeutung des Schmuckes.“

Nachdenklich schwieg der Staatsanwalt einige Augenblicke und schaute zum Fenster hinaus. Erst nach einer ziemlich langen Pause sagte er wieder: „Sie bringen mich da auf eine Idee, Herr Herzog, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte.“

„Bitte, sprechen Sie, Herr Ghilazzi.“

„Wie wäre es, wenn wir uns der Camorra bedienten, um den Schmuck auszukundschaften?“

Herzog Cesare hob etwas überrascht über diesen Vorschlag den Kopf. „Das sagen Sie—ein Staatsanwalt?“

„Weshalb nicht?“

„Ich habe mich zur Entdeckung des Diebstahls an die Behörde gewendet, als die staatliche Organisation zur Bestrafung der Verbrechen, und Sie selbst, das Organ dieser Behörde, weisen mich an die Spitzbuben, um zu meinem Eigenthum zu kommen?“

„Herr Herzog, was ist da zu erstaunen? Ich bin seit zwanzig Jahren Untersuchungsrichter in der Staatsanwaltschaft, und wenn ich Ihnen also sage, was ich in diesem Falle für praktisch halte, so dürfen Sie mir ruhig glauben.

„Aber—“

„Hören Sie mir nur einen Augenblick zu, Herr Herzog. Die Verhältnisse, wie sie sich nun einmal in Neapel entwickelt haben, und wie ich sie in einer langjährigen Erfahrung kennen gelernt habe, drängen mich dazu, Ihnen anzurathen, sich nicht auf die Polizei zu verlassen. Unsere Polizeiagenten sind, wie Sie ja wohl selbst wissen, schlecht bezahlt, und wir haben infolge dessen auch schlechte Agenten, Leute, die sich fürchten, kräftig in eine Organisation hineinzugreifen, die im neapolitanischen Volksleben seit Jahrhunderten wuchert, und in der sich immer Mitglieder befinden, denen es auf einen wohlgezielten Dolchstich nicht ankommt, wenn sie sich dadurch von einem hartnäckigen und energischen Feind befreien können. Welcher von unseren Polizeiagenten soll das für eine Besoldung von etwa dreißig Soldi [gleich zwölf Cents] täglich wagen?“

„Aber das ist ja unerhört!“

„Und doch ist es thatsächlich so. Auf der einen Seite eine von Generation zu Generation forterbende Organisation, die nicht etwa lediglich aus notorischen Spitzbuben und Verbrechern besteht, sondern auch Leute umfaßt, die eine gewisse gesellschaftliche Stellung einnehmen; eine Organisation, die durch die ungerechte und harte Fremdherrschaft, deren Opfer Neapel so lange Jahrhunderte hindurch gewesen, populär geworden ist. Auf der anderen Seite schlecht bezahlte Beamte, die in den meisten Fällen vorziehen, nichts zu sehen und zu wissen, wenn damit eine persönliche Gefahr verbunden ist. Das ist die Wahl, Herr Herzog, die Sie haben.“

„Aber ich kann doch unmöglich selbst mit dem Gelichter in Verbindung treten.“

„Das muthe ich Ihnen selbstverständlich nicht zu. Ueberlassen Sie das nur mir, und ich glaube Ihnen zusichern zu können, daß ich schon nach wenig Tagen oder Wochen Klarheit in die Sache bringen kann, und daß Sie gegen eine runde Summe wieder zu Ihrem Eigenthum gelangen.“

„Das ist beschämend, Herr Staatsanwalt, das ist empörend, denn es ist eine Ungerechtigkeit.“

Herr Ghilazzi zuckte die Schultern. „Wie Sie meinen, Herr Herzog,“ sagte er dann. „Nur möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß nicht nur in Neapel, sondern in aller Herren Länder die sogenannte ‚Belohnung‘ für Auffindung von Dieben oder auch gestohlener Sachen eine große Rolle spielt, und häufiger als man glaubt oder wissen lassen will, den Scharfsinn der Beamten ersetzen muß. Glauben Sie, daß das etwas Anderes ist, als ein Paktiren mit den schlechten Neigungen der Menschen? Ist es gerecht, Jemand zu ‚belohnen‘, wenn er einen Dieb verräth, oder gestohlenes Gut zurückbringt? Und doch geschieht es hier wie überall. Die Ehrlichkeit läßt sich eben bezahlen, und der ganze Unterschied besteht nur darin, daß in Neapel die Ehrlichkeit etwas seltener und deshalb etwas theurer ist als anderwärts.“

Herzog Cesare war über diese Ausführungen des Staatsanwalts nicht wenig verblüfft, aber er mochte wollen oder nicht, er mußte doch daran glauben. Es lag ihm ungeheuer viel an der unversehrten Erhaltung des Schmuckes, und da er einmal entschlossen war, keine Kosten dabei zu scheuen, so brauchte er keine große Ueberwindung, um Herrn Ghilazzi zu beauftragen, in ihm geeignet erscheinender Weise mit der Camorra von Neapel in Verbindung zu treten.

Im Uebrigen hatte aber Herr Ghilazzi keine nennenswerthen Erfolge zu verzeichnen. Von der Herzogin Cesina konnte er nicht einmal genau erfahren, an welchem Tage der Diebstahl stattgefunden hatte. Sie vermißte zunächst den Schlüssel des Schrankes, den sie verlegt zu haben glaubte und erst, als sie diesen nicht wiederfand, wurde mehrere Tage später der Schrank vom Schlosser geöffnet, wobei sich dann das Fehlen des Schmuckkästchens zeigte. Cesina mußte sich auf die Vermuthung beschränken, daß die That während der Nacht ausgeführt worden sei, da sie den Tag über fast stets in dem Zimmer anwesend war.

Nachdem also seine Bemühungen in dieser Richtung erfolglos geblieben waren, glaubte Signor Ghilazzi bei einer Vernehmung der Dienerschaft im Schlosse sein Augenmerk besonders darauf richten zu sollen, ob etwa Checco, den er ja vorläufig für den Thäter halten mußte, Beziehungen zum Kammermädchen oder zu irgend einer Persönlichkeit auf dem Schlosse unterhielt, die über die Einrichtungen des letzteren, wie auch über die Gewohnheiten der Herzogin Cesina unterrichtet war. Aber dem Anschein nach war auch das nicht der Fall. Checco war nie auf dem Schlosse, noch viel weniger in der Wohnung Cesinas gesehen worden. Nur eine ganz schwache, nur dem geübten Auge des Untersuchungsrichters wahrnehmbare Spur zeigte sich, als Ghilazzi kurz vor seiner Rückkehr nach Neapel noch einmal auf dem Polizeiamt von Positano vorsprach. Als er nämlich den Sindaco [Bürgermeister, Schulze], der gleichzeitig die Verwaltung der Polizei innehatte, fragte, wer ihn auf die Spur des Checco Santoni gebracht habe, stellte sich ihm mit ziemlicher Bestimmtheit Don Luigi Castaldi vor.

„Ah, Signor Castaldi,“ sagte der Staatsanwalt freundlich und sehr höflich zu dem jungen Mann, den er vor Jahren einige Mal, aber ganz flüchtig, gesehen hatte. Seinen Vater kannte er als schlauen und findigen Advokaten sehr gut. Don Luigi entwickelte nun mit einer Lebhaftigkeit, die sonst einem Unbetheiligten nicht eigen zu sein pflegt, vor dem Untersuchungsrichter, daß und weshalb er überzeugt sei, daß Checco der Thäter sein müsse. Herr Ghilazzi konnte sich wohl täuschen, aber die Möglichkeit lag vor, daß sich hinter dieser Lebhaftigkeit ein gewisser, noch nicht zu Tage liegender Zweck verbarg, und als gewissenhafter Beamter mußte er auch den geringsten Wahrnehmungen Aufmerksamkeit widmen.

„Sie wohnen jetzt in Positano, Herr Castaldi?“ fragte der Staatsanwalt den jungen Mann mit einer gewissen Vertraulichkeit, wie man sie unter Leuten derselben Gesellschaftsklasse in der Ordnung findet.

„Seit etwa zwei Wochen,“ entgegnete Don Luigi.

„Wie komisch!“ wunderte sich Herr Ghilazzi. „Es muß doch sehr langweilig für Sie hier sein. So ohne alle Gesellschaft?“

„Das wohl, Herr Staatsanwalt, allein ich bin meiner Gesundheit wegen hier.“

„Ah so, so, so! Sie sind krank?“

„Das nicht gerade, aber meine Nerven brauchten Ruhe, die ich in Neapel nicht fand. Deshalb bestand mein Vater darauf, daß ich einige Zeit hier wohnen sollte.“

„Natürlich, natürlich, das versteht sich. Ihr Herr Vater hat ganz Recht. Die Gesundheit vor Allem! Aber Sie verkehrten doch wohl auf dem Schloß?“

„Sehr wenig.“

„Aber doch hin und wieder. Sie können sich doch nicht ausschließlich mit Fischern und alten Weibern beschäftigen.“

„Man muß eben sehen, wie man seine Zeit hinbringt.“

Um nicht aufzufallen, brach der Staatsanwalt das Gespräch ab und wandte sich dem Sindaco zu. Er sprach mit diesem noch über einige gleichgiltige Sachen, was in einer langsamen, zögernden und nachdenklichen Weise geschah. Einige Minuten später verließ Herr Ghilazzi das Polizeiamt wieder, um sich nochmals nach dem Schloß zu begeben.

Herzog Cesare war erstaunt, ihn zurückkehren zu sehen.

„Ich gestatte mir noch eine Frage, Herr Herzog,“ sagte der Staatsanwalt. „In welcher Weise und wie oft besucht Herr Luigi Castaldi Ihr Schloß?“

„Herr Luigi Castaldi?“ fragte Herzog Cesare verblüfft. „Er ist meines Wissens ein einziges Mal im Schloß gewesen. Mein Sohn hat ihn merkwürdiger Weise mit einem Brief an Cesina abgeschickt. Sonst pflegen wir mit diesem Herrn durchaus keinen Verkehr.“

„An Herzogin Cesina?“ fragte Ghilazzi rasch. „Ihre Tochter hat ihn also vermuthlich in ihrem Zimmer empfangen?“

„Natürlich. Ich fand ihn ganz unvermuthet dort vor.“

„Zu demselben Zimmer, in dem der Diebstahl verübt wurde?“

„Ja.“

Es trat eine kleine Pause ein, dann fragte der Herzog wieder: „Halten Sie einen Zusammenhang dieses Besuches mit dem Diebstahl für wahrscheinlich?“

„Und wenn das wäre, Herr Herzog? Was würde Ihre Meinung sein?“

„Das wäre doch höchst sonderbar.“

„Noch sonderbarer finde ich es,“ fuhr der Staatsanwalt fort, „daß sich der junge Castaldi seit zwei Wochen zur Kräftigung seiner Nerven in Positano aufhält.“

„Hat er das gesagt?“ fragte der Herzog.

„Ja.“

„Hm! Aber ein wohlhabender Mann, wie Herr Castaldi, kann doch unmöglich auf solche Dinge verfallen.“

„Es fragt sich, ob Herr Castaldi wirklich der vermögende Mann ist, als den Sie ihn kennen, und auch dann dürfte von einer Unmöglichkeit keine Rede sein. Darf ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen?“

„Bitte.“

„Sie ist aus dem Leben des alten Herrn Castaldi, aber sie thut gleichwohl ihre Dienste hier. Es handelte sich darum, daß Herr Castaldi einer armen Wittwe mit drei kleinen Kindern die Prozeßkosten erlassen sollte, und ich war unglücklicherweise beauftragt, ihn zu dieser Barmherzigkeit, zu dieser Freigebigkeit zu veranlassen. Wissen Sie, was er mir antwortete?“

„Nun?“

„Er sagte: ‚Herr Ghilazzi, die Beduinen Afrikas halten die Freigebigkeit für die größte Tugend der Menschen. Ich würde das vielleicht auch thun, wenn ich nichts besitzen würde. So aber kann ich nur wünschen, daß alle Menschen, mich ausgenommen, Beduinen wären.‘—Sehen Sie, Herr Herzog, das ist Herr Castaldi wie er leibt und lebt. Alles haben, und doch niemals genug! Die Wittwe mußte ihr Bett verkaufen, um ihn zu bezahlen.“

„Sie haben wir sich Verdacht auf ihn?“

„Ein richtiger Staatsanwalt hält alle Welt in Verdacht.“

„Nun, es ist nur in meinem Interesse, Ihnen glücklichen Erfolg zu wünschen.“

„Sie werden von mir hören, Herr Herzog. Kommen Sie zu der großen Wohlthätigkeitsvorstellung morgen in die Stadt?“

„Ich werde morgen Abend in Neapel sein und wohl auch übermorgen, Herr Staatsanwalt. Ich stehe Ihnen natürlich zu jeder Stunde zur Verfügung.“

„Nun, ich besuche Sie vielleicht einmal in Ihrer Loge in San Carlo, oder auch im Palazzo dei Tibaldi in Neapel. Auf Wiedersehen also, Herr Herzog.“

„A rivederci!“—

Nachdenklich ritt Herr Ghilazzi auf einem kleinen flinken Eselchen nach Castellamare zurück. Er hatte jetzt statt einer sogar zwei Spuren zu verfolgen. Welche war die richtige?

Eine war nothwendigerweise falsch, vielleicht beide. Was dann?

## 10. Kapitel.

In der Nähe des sogenannten alten Arsenals in Neapel, der mittelalterlichen Königsburg der Hohenstaufen, der Anjous, der Arragonesen und anderer Herrscherfamilien stand der ebenfalls noch aus dem Mittelalter stammende Palazzo dei Tibaldi, die Winterwohnung der herzoglichen Familie. Es war ein massiges, auf mächtigen Fundamenten und in riesigen Quadern aufgeführtes Gebäude mit gewaltigem Unterbau, vergitterten Fenstern und soliden, zuverlässigen Zugängen, wie man es in den finsteren Zeiten des Mittelalters, in den Zeiten oft wechselnder Herrschaft und kriegerischer Familienfehden für praktisch gehalten hatte. Es war natürlich ebenfalls im Innern bedeutend modernisirt worden, aber die riesigen Säle und großen Hallen, die breiten schweren Marmortreppen, sowie die überall mit Steinplatten ausgelegten Zimmer und Gänge hatte man gelassen, wie sie waren.

Momentan war das ganze große Haus nur vom Herzog Attilio und seinem Diener bewohnt.

Ersterer saß in seinem Arbeitszimmer und sah einige Journale durch. In allen war von dem großen Diamantendiebstahl auf dem Schloß dei Tibaldi in Positano die Rede, und eine Zeitung suchte die andere durch immer ungeheuerlichere Angaben zu überbieten. Es war geradezu lächerlich, was man dem Publikum darüber vorfabelte. Heftig warf endlich Attilio den ganzen Zeitungskram bei Seite und stand ärgerlich auf.

„Das ist unglaublich!“ rief er aus und blieb aufgeregt vor seinem Freunde, dem Grafen Emilio Tozzo, stehen, der ihm die Zeitungen vor wenigen Augenblicken gebracht hatte und nun bequem auf einem Diwan lag und eine Cigarrette rauchte. Graf Tozzo war nur einige Jahre älter als der zweiundzwanzigjährige Attilio, aber bei Weitem ruhiger, besonnener, vorsichtiger. Vor Allem nahm er das Leben ernsthafter und gewissenhafter, als sein Freund Attilio, der in seiner herzoglichen Selbstherrlichkeit aufgezogen war und seinem leichtlebigen, aufsprudelnden, quecksilberigen Temperament nur zu sehr nachgab. In der sicheren Stellung eines reichen Erben, von allem hochadeligen Komfort umgeben, hatte er das Leben und seine Gefahren noch zu wenig kennen gelernt, um die Tragweite seiner Handlungen ernst zu überlegen und zu erfassen.

„Was ist unglaublich?“ fragte Graf Tozzo.

„Wie die Leute, die solche Zeitungen schreiben, sich mit den Angelegenheiten fremder Menschen, die sie gar nichts angehen, in dieser Weise beschäftigen können.“

„Du bist komisch, Attilio. Wenn Du das sogenannte große Publikum besser kenntest, so würdest Du auch wissen, daß es für die meisten Menschen keinen interessanteren und amüsanteren Unterhaltungsstoff gibt, als Sachen, die sie absolut nichts angehen.“

„Ein Diebstahl!“ ereiferte sich Attilio weiter, ein großer Diebstahl! Welcher Unsinn! Cesina wird die Schmuckkette verlegt haben, und der Schmuck wird sich wiederfinden. Ich begreife nicht, wie man nur solche ungeheuerliche Lügen erfinden kann! Da faselt solch' ein Mensch von mehreren Millionen Verlust, der Andere weiß eine abenteuerliche Geschichte von einer Strickleiter zu erzählen und munkelt sogar in fast beleidigender Weise von einem unbekannten Geliebten meiner Schwester. Sollte man dem Kerl nicht Stockprügel für sein Geschreibsel geben?“

„Nur ruhig, lieber Freund!“ entgegnete der Graf. „Laß doch den Leuten ihr Vergnügen. Der Mann glaubt eben seinen Lesern für den Soldo, den sie für die Zeitung bezahlen, einige interessante Neuigkeiten schuldig zu sein. Die Millionen, von denen er spricht, kosten ihn ja nichts. Sage mir lieber, ob Deine Schwester bestimmt heute nach Neapel kommt.“

„Elf Uhr dreißig. Sie kommt mit meinem Vater.“

„Ist Deine Mutter noch immer krank?“

„Leider ja, das ist ja eben das Unglückliche an der ganzen Sache. Wäre meine Mutter nicht gerade jetzt krank, so—“

Attilio brach ab, und Graf Tozzo sah ihn aufmerksam an.

„Wie? Was willst Du sagen?“

„Nichts. Wir müssen auf die Bahn. Kommst Du mit?“

„Wenn Du mich mitnimmst, selbstverständlich.“

* * *

Herzog Cesare hatte das Frühstück um ein Uhr in seinem Palast in Neapel befohlen. Der um elf Uhr dreißig Minuten fällige Zug traf auch mit gewohnter Pünktlichkeit aus Kalabrien in Neapel ein, das heißt er hatte eine Verspätung von einer Stunde und zwanzig Minuten. Man war das gewöhnt, und schon deshalb hatte Herzog Cesare sein Frühstück um ein und eine halbe Stunde später bestellt. Er kam mit seiner Tochter Cesina, um der Vorstellung im Theatro San Carlo, die zum Besten der Armen in Neapel gegeben wurde, beizuwohnen, und wurde am Bahnhof von Attilio und Graf Tozzo abgeholt.

Herzogin Cesina strahlte vor Liebenswürdigkeit und munterer Frische. Graf Tozzo machte ihr in einer so feinen Weise und mit so energischer Ausdauer den Hof, daß sie an seinen Absichten auf ihre Hand nicht mehr zweifeln konnte.

Nach dem Mahle, an dem auch Graf Tozzo theilnahm, gab Herzog Cesare vor, einen Besuch bei seinem Bankier machen zu müssen und später vielleicht auch den Staatsanwalt Ghilazzi aufsuchen zu wollen.

„Und Du, Cesina?“ fragte Attilio seine Schwester, „was willst Du thun?“

„Ich?“ fragte diese unschuldig zurück. Dann streifte ihr Blick wieder in einer leicht kokettirenden Weise den Grafen Tozzo. „O ich—“

„Ich würde eine Spazierfahrt auf dem Korso vorschlagen,“ warf Graf Tozzo ein.

„O ja,“ rief Cesina lebhaft. „Das wollen wir thun; natürlich wenn Dir's recht ist, Attilio.“

„Mir ist Alles gleichgiltig. Ich will gehen und den Wagen bestellen,“ sagte dieser und ging auch sofort davon.

Für kurze Augenblicke blieben Herzogin Cesina und Graf Tozzo allein. Cesina zitterte leicht und ihre Augen sprühten und leuchteten in einer ungewöhnlichen Aufregung. Aber sie zwang sich zu einem gleichgiltigen, gelassenen Aeußeren und sagte: „Herr Graf, Sie könnten mir einen recht großen Gefallen erweisen. Wollen Sie?“

Graf Tozzo machte seine verbindlichste Verbeugung. „Es ist mein sehnlichster Wunsch, Ihnen gefällig sein zu können, Herzogin Cesina.“

Sie sah ihn flüchtig an und reichte ihm dankend langsam die Hand, die er lebhaft küßte.

„Ich weiß nicht, ob ich mich täusche,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „aber es will mir scheinen, als ob Attilio seit einiger Zeit von einer eigenthümlichen, höchst befremdenden und bedauerlichen Nervosität befallen wäre. Scheint Ihnen das nicht auch so?“

„Wenn ich offen sein soll, so muß ich allerdings sagen, daß Attilo sich sehr verändert hat. Er ist oft zerstreut, ganz ohne sichtbaren Grund aufgeregt, zornig, wo er sonst gleichmäßig heiterer Stimmung gewesen ist. Ich muß gestehen, denselben Eindruck empfangen zu haben, wie Sie selbst, meine Gnädigste.“

„Und wissen Sie keinen Grund dafür?“

„Ich bedauere außerordentlich, Herzogin, Ihnen keinen angeben zu können. Ich habe Attilio schon selbst befragt, ob er unwohl sei, oder ihm sonst etwas fehle, aber er hat mir geantwortet, ich befände mich im Irrthum, er sei wie immer, und es fehle ihm nichts.“

„Herr Graf, Sie verheimlichen mir nichts?“ fragte sie bittend.

„Bei meiner Ehre,“ betheuerte er eifrig, „ich wüßte Ihnen nichts zu sagen.“

„Und doch hat Attilio einen inneren Kummer, eine Sorge, die ihm die Ruhe raubt. Ich kenne ihn wohl. Ich sehe an seinem Auge, daß ihn etwas bedrückt, was er mir verbirgt. Und ich würde so gern helfen, wenn ich könnte. Ich hab' ihn so lieb.“

„Ich werde mit ihm reden, wenn Sie gestatten.“

„O, ich bitte Sie sogar darum, Herr Graf. Setzen Sie ihm den Kopf zurecht und sagen Sie ihm, daß er nicht allein leidet. Wollen Sie, Herr Graf?“

„Ob ich will! Ich bin glücklich, Ihnen gefällig sein zu können, meine Gnädige.“

„Ich danke Ihnen, Graf,“ sagte sie mit warmem Ton und reichte ihm nochmals die Hand zum Kuß.

Zu diesem Augenblick kam Attilio zurück. „Wir wollen gehen,“ sagte er, ohne aufzusehen, „der Wagen steht unten.“

Wenige Minuten darauf stieg man ein. Attilio nöthigte den Grafen Tozzo, neben Cesina Platz zu nehmen, während er sich auf den Rücksitz setzte.

Man fuhr durch die Chiaja nach der herrlichen Promenade hinunter, die sich zwischen der Villa nazionale und dem Meeresufer bis hinaus nach dem Posilippo hinzieht. Es war ein wunderbarer Tag. Die Hitze hatte etwas nachgelassen, und der leise Wind, der vom Meere her über die üppigen, mit tropischer Vegetation bedeckten Ufer strich, wirkte erfrischend und belebend. Reizend erhob sich das dunkle, glitzernde Blau des Golfes von dem kräftigen, saftigen Grün der Palmen und Pinien der Gärten und öffentlichen Anlagen ab, in der Ferne tauchte der steile Fels der Insel Capri aus den Wogen empor, während der mit zierlichen weißleuchtenden Landhäusern bedeckte Posilippo sich allmälig absenkend in das Meer verlor. Dazu eine Fülle glänzender Equipagen und eleganter Fußgänger, die Alle, die Abendluft genießend, sich nur langsam aneinander vorbeischoben, plaudernd, lachend, sich freuend der herrlichen Natur, in der sie wandeln durften—ein Bild, wie es Europa nicht ein zweites Mal bietet, ein Bild des wohligsten, größten Luxus und Wohllebens neben dem tiefen Elend und grenzenlosen Jammer der armen Leute im alten Neapel.

„Und Du hast Deinen Kasten noch immer nicht wieder gefunden, Cesina?“ rief Attilio gereizt, nervös und heftig, fast als wollte er ihr daraus einen Vorwurf machen.

„Mein Gott, nein. Wie kann ich ihn auch wiederfinden, wenn er fort ist? Wir haben gesucht in allen Winkeln und Ecken. Er ist nicht da. Er ist gestohlen.“

„Welch' ein Unsinn, immer gleich von einem Diebstahl zu reden. Ich will wetten, Du hast den Kasten verlegt und wirst ihn gelegentlich wiederfinden. Ich begreife nicht, wie Papa die Sache so tragisch nehmen kann! Du solltest ihm das ausreden, Cesina!“

Er sprach heftig, in kurz abgerissenen Sätzen. Seine Schwester sah ihn ängstlich an.

„Aber wie kann ich denn dem Papa etwas ausreden, Attilio! Papa weiß doch wohl besser, was zu thun ist, als ich.“

„Gleichviel. Es ist ein Unsinn, den ihr angestellt habt. Ich denke, mich trifft der Schlag, als ich die ganze Bescheerung in der Zeitung lese. Nächstens komme ich nach Positano, und ich will mich hängen lassen, wenn ich den Kasten nicht finde.“

Graf Tozzo machte eine leise Bewegung, und Cesina wechselte mit ihm einen bedeutsamen Blick.

Man schwieg eine lange Zeit und fuhr immer weiter, langsam, Schritt für Schritt sich an den übrigen Karossen gleichsam vorbeischiebend, sich gegenseitig betrachtend und grüßend.

Die Sonne senkte sich tiefer und tiefer, und die Ufer und Inseln warfen immer längere Schatten auf die in dem lebhaftesten Farbenspiel leuchtenden Wogen.

Plötzlich beugte sich Attilio weit aus dem Wagen heraus, seine Züge drückten Ueberraschung und Staunen aus, seine Augen, die kurz vorher noch in einer gewissen zerstreuten Unruhe hin und her flackerten, nahmen einen sichtbaren Ausdruck der Bewunderung an und leuchteten mit der Kraft des echten Südländers in einem Entzücken, mit einer Freude, einer Seligkeit auf, als ob er einen Blick in das Paradies gethan habe.

„Emilio!“ rief er heftig. „Siehst Du den mit Schimmeln bespannten Wagen dort?“

Graf Tozzo folgte mit den Augen der angegebenen Richtung, in welcher die Wagen auf der anderen Seite der Straße einer hart am anderen dahinfuhren. Er war selbst neugierig, zu sehen, was wohl Attilio plötzlich so in Anspruch genommen hatte.

„Das?“ sagte er etwas enttäuscht, „das ist der Bankier Bertini mit seiner Gemahlin.“

„Den meine ich ja nicht. Siehst Du dort den Commendatore Giussi mit seiner Schwester?“

„Ja. Und was weiter?“

„Hinter ihm